

Zeitschrift: Das Werk : Architektur und Kunst = L'oeuvre : architecture et art
Band: 11 (1924)
Heft: 4

Artikel: Wandlungen der Stadt Basel
Autor: Schmidt, Hans
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-12370>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

WANDLUNGEN DER STADT BASEL

Moderne Städte sind Organisationen des tätigen Lebens, sie tragen den Ausdruck seiner ganzen Mannigfaltigkeit, das Abbild seiner ökonomischen und sozialen Grundkräfte. Sie sind keine Festungen mehr und keine Residenzen, sie werden bewohnt durch eine Masse des Volkes, die nach Gleichförmigkeit und Mannigfaltigkeit zugleich strebt, sich unendlich wandelnd, zersplitternd und wieder zusammenschliessend, zuströmend und wieder abwandernd. Die Wandlungen der Städte sind die Wandlungen der ewig sich erneuernden Formen des Lebens.

Der Grundplan Basels ist im Mittelalter gebildet worden, die späteren Jahrhunderte haben nur mehr ausgebaut und angefüllt; vor allem jene ästhetisch scharf ausgeprägte Stadtbaukunst der Renaissance und des Barocks, die wir auch heute noch als die Stadtbaukunst überhaupt anzusehen geneigt sind, hat nichts Wesentliches verändert. So wurde das XIX. Jahrhundert seinerseits vor die Aufgabe gestellt, die mittelalterliche Stadt für seine gesteigerten Bedürfnisse umzuformen und auszuweiten — es ist der Wandlungsprozess, der heute noch andauert mit all dem Chaos und all der Zerstörung, die so wenig mit unserer Idealvorstellung vom Stadtbau übereinstimmen wollen. Die neue Stadt muss sich bilden — und das Prinzip ihrer Bildung ist demjenigen der mittelalterlichen Stadt in seinem ganzen Wesen entgegengesetzt. Das alte Basel hatte Wohnung und Arbeit vereinigt in einer Unzahl von Einzelzellen, hatte Mauern und Gräben darum gezogen zur Sicherung gegen eine feindliche Umgebung. Es ist die Zeit des Handwerks und des Kleinbetriebes, Wohnung, Werkstätte und Laden liegen beieinander, die Zusammenlegung gleicher Gewerbe findet höchstens nach Strassen statt. Die Anforderungen einer neuen Produktionsweise, der industriellen, weltwirtschaftlichen, haben an Stelle der alten Zentralisation und Durcheinanderwirtschaft die Dezentralisation der Stadt, die Auseinanderlegung von Arbeit und Wohnstätte gebracht. Die Befestigung ist gefallen, der Verkehr, der die beiden Pole zu verbinden hat, tritt als neuer Faktor in die Organisation des Stadtganzen ein.

Wenn wir von der Industrie absehen, die wir uns rein organisatorisch auch ausserhalb eines Stadtverbandes arbeitend vorstellen können, so verlangt die Arbeit der modernen Stadt in Bureau und Geschäft eine starke Konzentration auf den engen Raum des Zentrums. Für Basel ist dies das kleine, dem Fremden kaum noch bewusst werdende Tal, durch das der Birsig zum Rhein hinunterzieht, die gleichförmig flachen Basler Plateaus wie eine fruchtbare Ackerfurche durchbrechend. Während die Anhöhen zu beiden Seiten, die noch heute durch die Kirchen von St. Leonhard, St. Peter, St. Martin und das Münster beherrscht werden, fast unberührt geblieben sind, zeigt die Sohle das Bild ständiger Wandlung und Entwicklung. Diese innere Geschäftsstadt besitzt allerdings weder die historische Einheitlichkeit der Berner Lauben, noch den grossstädtischen Zug der Zürcher Bahnhofstrasse, aber der Drang nach Häufung und Konzentration, der lebendige Fluss eines modernen Geschäftsviertels beginnt sich hier schon auszusprechen; wir achten es kaum mehr, dass das alles gleichzeitig Objekt einer Sammlung von Fassadenarchitekturen sein muss, und freuen uns der natürlichen Fülle, wie auf einem grossen Markt oder zwischen den Zeilen einer Budenstadt. Wir fühlen auch immer deutlicher, dass hier unten weder für die Geschlossenheit eines Architekturplatzes, noch für einen Monumentalbau der rechte Ort ist. Inmitten des Daseinskampfes der Schaufensterreihen wirkt schon die festbesoldete Gelassenheit eines staatlichen Verwaltungsbaues hemmend, selbst die Grossbankgebäude mit ihrer äusserlichen Gediegenheit und Reserve bilden tote Punkte. Der Komplex Theater, Steinenschule, Musiksaal und historisches Museum wird dem Organismus der inneren Stadt immer fremd bleiben, denn die Sammlung und Ruhe, die der Zweckbestimmung solcher Gebäude innewohnt, bringt unvermeidlich eine Klaffung in den lebendigen Rhythmus der Geschäftsstadt. Die Erbauer der alten Kirchen wussten wohl, warum sie die stillen Höhen wählten, nur die Barfüsser kamen offenbar zu spät, und ihr sonst so schöner Bau (das jetzige historische Museum) sitzt denn auch stimmungslos und hart in der heutigen Umgebung und hat als erster seine alte kirchliche Zweckbestimmung einbüssen müssen. Die ökonomische Entwicklung wird, wenn sie fortschreitet, hier von selbst für Einheit und Kontrast sorgen, sie wird die Fremdkörper austossen und an die natürlichen Punkte weisen.

Eine gewisse Schwierigkeit bereitet die besondere Lage der Basler Innenstadt dem durchgehenden Verkehr zwischen den beiden Plateaus. Die Anlage der Basler Strassenbahnen, die sämtlich das Stadtinnere durchfahren müssen, verstärkt die Komplikation noch. Grosse Durchbrüche, die geplant wurden,

um dem Fahrverkehr durch die Innenstadt mehr Luft zu verschaffen, sind begonnen, aber liegengeblieben, und man fragt sich, ob es nicht richtiger wäre, den Kern der Stadt mit seinem wertvollen Geschäftsterrain nach Möglichkeit zu umfahren oder mit einzelnen Kopfstationen anzufahren, das räumlich beschränkte Innere dem Fussgängerverkehr überlassend. Tram und Ladenstrasse lieben sich ohnehin nicht.

Der Krieg mit seinen ökonomischen Folgen hat diese Fragen etwas in den Hintergrund geschoben — die geschäftliche Entwicklung der Innenstadt hat lange stillgelegen, und die grossen städtischen Bauaufgaben (Kunstmuseum, Universitätsgebäude) mussten erst recht zurücktreten. Den Auftakt zu neuem Geschehen hat erst der Hallenbau der Mustermesse auf dem Areal des alten Badischen Bahnhofes gegeben; durch diesen Brennpunkt wird die ganze bisher vernachlässigte Fortsetzung der Grossebasler Geschäftsstrassen über die mittlere Brücke ins Kleinbasel hinüber verwirklicht und der Rhein gewissermassen ein zweites Mal überbrückt. Eine als Situation ebenso glückliche Lösung wie die Mustermesse wird der neue Gottesacker am Hörnli finden: am Rande der Stadt, mit dem Rücken der Landesgrenze zu gelegen, scheidet diese Stätte der Toten auf die natürlichste Weise aus dem Organismus der alltäglichen Stadt aus und bleibt ihr durch eine einzigartig schöne, erhöhte Lage doch im Bewusstsein klar verbunden.

So hemmend der Krieg der baulichen Entwicklung der inneren Stadt entgegengetreten ist, so hat er dafür in den Aussenquartieren den Anstoss zu einer sehr augenfälligen Wandlung gegeben. An den verschiedensten Enden der Stadt sind jene nackten, gleichförmigen Einfamilienhauszeilen oder Gruppenbauten entstanden, die in bestimmten Vierteln Basels im Gegensatz zur übrigen Schweiz schon lange heimisch waren, vor dem Kriege aber immer mehr der Villa und ihrem Gegenpart, dem grossen Miethaus, schienen weichen zu müssen. Mochte sich die Meinung des Volkes im Anfang noch so sehr gegen die ungewohnten Dimensionen und das einfache Aussehen dieser «Geissenställe» und «Negerdörfer» wenden — die Häuschen wurden verkauft und bewohnt und das Auftauchen immer neuer Projekte beweist die Richtigkeit des eingeschlagenen Weges. Den Architekten, die sich schon lange für den Flachbau und das kleinste Einfamilienhaus eingesetzt hatten, kamen die ökonomischen Umwertungen in der Folge des Krieges auf einmal mächtig zu Hilfe. Das Zinshaus der Vorkriegszeit versprach bei der eingetretenen Unsicherheit der Geldverhältnisse und unter dem Zwang des Mieterschutzes keine Rendite mehr. Die Bauunternehmer, die bisher diese grossen Objekte nach bewährtem Schema gebaut hatten, verloren die Initiative auf ihrem eigentlichen Gebiet, dem Massenwohnungsbau. An ihrer Stelle gelang es den Architekten, die Führung an sich zu reissen, die Widerstände der öffentlichen Meinung und des anders eingestellten Baugesetzes langsam überwindend. Dennoch sind diese neuen Aussenviertel mehr als ein Versuch, eine Ideologie geworden; sie zeigen uns, was wir nicht immer glauben wollen, dass auch wir die Folgen des Krieges verspüren und den Gang einer Entwicklung mitmachen, die weiter reicht als diese Folgen. Wir sind ärmer geworden, wir müssen das beste Villabauterrain für Reihenhäuser hergeben, im Westen, in Riehen und auf dem Bruderholz, wir müssen das solide Bauhandwerk der Vorkriegszeit einer Technik der bescheidenen Mittel opfern, die den neuen Bauten den Ruf der Hässlichkeit und Unsolidität eingebracht hat. Aber wir haben ein Stück Ehrlichkeit gewonnen, haben ungewollt einen Schritt in jene neue Wirklichkeit getan, die Rathenau in seinem Buche «Die neue Gesellschaft» so eindrücklich schildert. Dem ehemaligen Reichen ist der Luxus der grossen Villa zu teuer geworden. Selbst die begüterten Klassen begnügen sich heute mit dem simplen praktischen Reihenhause, ihnen folgt der Mittelstand bis hinab zum festbesoldeten kleinen Staatsangestellten, der vom Erstarken des Staatsorganismus am meisten profitiert hat und nun als Hauptabnehmer jener kleinsten Einzelhäuser auftritt. Nur die eigentliche Arbeiterbevölkerung ist nach wie vor auf das grosse Miethaus angewiesen und doch hatte ihr die ganze Kleinhausbewegung in erster Linie gegolten. Ein weiteres Herabsetzen der äusseren Ansprüche, ein stärkeres Heranziehen der Mittel der Technik im Bauwesen werden vielleicht rein ökonomisch auch dieses Ziel näher bringen — die letzten Möglichkeiten liegen wohl erst in der Selbständigmachung des Arbeiters durch das Mittel eines über die Individualität des Einzelnen hinaus entwickelten Kapitalismus. Damit würde auch das grosse Miethaus seinen heutigen Charakter der Wohnausbeutung verlieren, und das ihm zugrunde liegende Prinzip der Stockwerkswohnung könnte seinen gesunden technischen und wirtschaftlichen Möglichkeiten entsprechend ausgebildet werden.

Eine zusammengedrückte Innenstadt, wo die Kontraste sich häufen, das geschäftliche Leben sich gegenseitig steigert und überbietet — die Wohnquartiere, gleichförmig flach gebaut, immer weiter in die Landschaft hinausgezogen, durch den Blutstrom des Verkehrs an die Innenstadt gebunden: es ist die eindeutige Gestalt, zu der auch die Wandlungen Basels führen. Das Thema dieser Aufgabe ist so gross, wie je eines, seit wir Städte bauen und es liegt nur an der Konsequenz unserer Arbeit als Architekten, dafür jene Reinheit und Grösse des Ganzen zu finden, die wir an unsern alten Städten bewundern. *Hans Schmidt.*